

Einundzwanzigster Sonntag.

Otto muß nicht, aber er will so gut sein, die Geschichte fortzusetzen.

So ging's durch Tyrol, nördlich durch Deutschland. Zuerst ward in Dörfern und kleinen Städten gesungen, und der Beifall war so groß, daß der Muth mit demselben wuchs. In der ersten großen Stadt, wo sie in den Gasthäusern sangen, wies man sie an, ein Concert zu geben. Das gelang vortrefflich, sie ernteten Geld und Lobspprüche in Menge, und in allen vornehmen Häusern ward es Sitte, die Tyroler einzuladen, deren schöner, einfacher Gesang alle Welt entzückte. — Die Damen zeigten sich ihnen besonders freundlich, und manche Schöne steckte den Brüdern ein glänzendes Sträußchen an den Hut, statt des alten schon verwitterten aus der Heimath. Nur Max wollte

Kenatens Strauß nicht hergeben. „Danke schön,“ sprach er, „die Blumen da sind aus der Heimath, da behalt' ich sie lieber.“

Lange hielten sich jene vier in Hamburg auf, wo es ihnen gar wohl erging, und zogen dann weiter, nach Dänemark und Schweden. In den nordischen Hauptstädten machten sie das günstigste Aufsehen; man sprach nur von den Tyrolern, von ihrem schönen Gesange, ihrem einfachen Wesen, ihren hübschen, gutherzigen Gesichtern und der zu-
traulichen Weise, alle Welt mit Du anzureden. Dort verdrehte man ihnen die Köpfe vollends; sie waren schon lange die einfachen, fröhlichen Burschen nicht mehr, die halb furchtsam aus der Heimath fortgezogen waren.

Bei einer Landparthie in der Gegend von Stockholm ward auch Kenatens Blumenstrauß geopfert. Eine schöne schwedische Dame nahm den Strauß vom eigenen Hute, und schenkte ihn dem jungen, eitlem Tyroler. Als sie Kenatens Blumen abnahm, zog es ihm wunderbar durchs Herz, er streckte die Hand wie abwehrend aus; die Blumen fielen zur Erde, er bückte sich später heimlich, eine derselben aufzuheben, aber die Gesellschaft war darüber hinweg gegangen, sie war kaum mehr zu erkennen.

Nach fünf Vierteljahren zogen die Tyroler heim. Sie hatten Geld erworben, viel Geld sogar, aber sie zogen langsam nach der Heimath zu, jeden Triumph auf dem Wege noch mitnehmend, weniger des Gewinnes wegen, als weil es doch so angenehm ist, sich bewundern zu lassen.

Es war Abend geworden, als Max das Häuschen erreichte, in dem er ehemals gewohnt. Als er eintrat, erschien ein bekanntes Gesicht in der Stubenthür, es war das Marieli, welches er sonst so wohl gekannt, sie war das Weib seines Bruders geworden, und als er vollends näher trat, zeigte ihm eine Wiege und seines Bruders glückseliges Gesicht, wie viel Segen eingezogen sei. Das machte auch ihn froh, aber nicht auf lange. Es war ihm Alles so ungewohnt, so eng, und besonders, daß er behandelte ward wie ein ganz gewöhnlicher Mensch.

Der Bruder lächelte, als Max den schweren mit Geld gefüllten Gurt abschnallte, und dieser senkte den Blick, er wußte selber kaum weshalb?

Am folgenden Abend ging Max zu Renaten; er sang im Hingehen:

„Ueber die Matt' bin i gangen,
 Ueber'n Berg bin i gerannt,
 Und da hat mi mein Schatzerl
 Am Buchschrei'n erkannt!“

Er wußte wohl, sie werde ihn erkennen. Renate empfing ihn wie ehemals, sie war im Stübchen; er setzte sich neben sie, und hielt den Hut auf den Knien. Sie schaute nach den Blumen hin — fünf Vierteljahr! Das war zu viel verlangt. — Er zog ein Büchelschen aus der Tasche, darin lag das kleine, am Mälarsee zertretene Blümchen. Renate besah es: „Es sieht aus, als ob viel darüber hingegangen wäre!“ — Sie dachte an die lange Zeit, an Sturm und Wetter, Er, an die Füße der schönen Schwedinnen, welche darüber hingegangen waren. Nachdem Max eine Weile im Stübchen gefessen, sagte er: „Es ist schrecklich eng hier, laß uns draußen sitzen.“ Sie lächelte: „Einst sagtest Du, es ist doch zu schön hier! so lieb und traulich finde ich's in der Welt nicht mehr. Das kommt von der Reise!“

Sa, wohl kam dies daher, und viel mehr noch. Max hatte zu viel vom feinem Leben gekostet, war zu viel be-

wundert worden, nun kam das Heimathleben ihm langweilig vor. Wenn er jetzt daheim sang, da entstand kein Geflüster, da hieß es nicht: „Einzig! wundervoll!“ sondern seine Landsleute sangen tapfer mit, nickten ihm wohl zu, oder schlugen ihm freundlich auf die Schulter, aber damit war es auch aus. Am wohlsten war ihm in den Wirthshäusern, wo stets eine Menge müßiger Leute zugegen waren, welche sich von seinen Reisen erzählen ließen, und wie es ihm ergangen sei in der Fremde. Da konnte er von sich reden und Wunderdinge erzählen.

Nach kurzer Zeit sagte der ältere Bruder: „Hör', es frent mich wohl, daß Du bei mir wohnst im Häufel, aber gefallen thut's mir doch nicht; ich mag nicht zuschauen, wo Einer die Hände müßig ruhen läßt. Weshalb hast Dich denn in der Fremd' abgearbeitet mit dem Gesinge, wenn's nicht war, Dich hier anzukaufen? — Mach doch ein End', und schaffe was Ordentliches.“

Es ließ sich nichts dagegen sagen; Max schauete sich um, und erstand ein Gehöft, welches nicht gar weit ab lag. Dort siedelte er sich an, und als das Häuschen eingerichtet war, sah man wohl, daß der Besitzer Manches in den

fremden Ländern gelernt habe und gewohnt worden sei; ein einfacher Tyroler Landmann hätte sich so nicht eingerichtet. — Mit der Arbeit erging es in gleicher Weise; was man Arbeit nennen konnte, überließ Max den Knechten; er selber putzte, schmückte und beschnitt ein wenig, und war überdies selten zu Hans. — Auf solche Weise ging es mit der Wirthschaft bald rückwärts; das Geld war fort, und Schulden kamen; das ging dem Max doch zu Herzen, denn er war ein ehrlicher Mensch. Bei Renaten hatte er lange nicht eingesprochen; eines Abends that er dies, da er eben seine Lieblingsziege suchte, welche sich von der Herde verlaufen hatte.

„Wie geht's Dir?“ fragte Renate.

Er schwieg eine Weile: „Einem Andern würde ich sagen, gar schön, Dir sage ich, grundschlecht, es will nicht fort mit der Wirthschaft, ich denk', ich versteh's nicht. Ich sage Dir, es geht bergab.“

„Nun, da ziehe Du wieder bergauf.“

„Das sagt sich leicht! Wie mache ich's denn da? — Schau', das sage mir.“

Renate blickte ihn an; sie fühlte wohl, jetzt handle es sich um Aufrichten oder Versinken. „Höre, Max, Du bist ein Anderer geworden in der Fremde, so werde Du jetzt wieder auch ein Anderer in der Heimath. Ach, was wolltest Du auswärts! Was Du jetzt hast, Sorgen und Schulden, die konntest Du hier zu Land finden, ohne so weit zu gehen. Wärest Du daheim geblieben, frisch und fröhlich, wie wir Anderen, da hättest Du jetzt Dein Brod und ein zufriednen Herz. Aber das hilft nichts mehr. Greife nur jetzt tapfer zu, laß die feinen Gedanken, bitte Gott um Segen, arbeite tüchtig, bleib' viel daheim, denn das Wirthshausleben kostet Geld, und Du wirst sehen, es geht noch Alles gut.“

Max blickte sie gedankenvoll an: „Ja, das klingt schön!“
 „Nein, Max, es klingt nicht, es ist schön; glaube mir doch, herzliebster Bruder, so nimm' ich Dich so gern.“

Er war sichtlich gerührt: „Ach ja! Du hast Recht. Als ich damals die Reise antrat, gabst Du mir ein Gedanken auf den Weg; der, den ich jetzt gehen will, ist saurer; da gib mir auch ein Zeichen mit, zum Glück bringen.“

Er deutete mit der Hand auf den Nesselbusch, der wieder blühte; Renate folgte dem Wink, schnitt wie früher Blumen ab, band sie zusammen, und befestigte sie an des Tyrolers Hut.

Zwanzig Jahre später saßen ein Mann und eine Frau in einem Häuschen beisammen, in welchem Alles Wohlstand verhieß; jüngere und ältere Kinder umstanden das Paar, hübsch, wie dies selber mochte gewesen sein, da es noch so gar stattlich aussah. Es war der Namens- tag des Mannes; Alle hatten ihn beschenkt, er aber hielt einen weißen Strauß in Händen und sprach zu der Frau: „Das gelobe mir, herzliche Renate, daß Du, wenn ich früher heimgehen sollte als Du, mir den Strauß mit ins Grab legen willst.“

„Ach, May, sprich nicht so.“

„Weshalb denn nicht? Der Strauß hat mich gerettet, und was das Sterben betrifft, heißt es so gar schön: Wohl denen, welche Heimweh haben, denn sie werden nach Hause gelangen.“

Nachdem Tante Susanne geendet hatte, sagte sie: „So, das ist nun nicht eigentlich eine Geschichte für Kin-

der, aber das schadet nicht; Kinder können auch nicht ewig von Mehlsbrei leben, von Märchen und Kinderschnurren, sie müssen auch Dinge anhören, die nicht spaßhaft, nicht rührend, noch blendend sind, aus denen sich aber Nutzen ziehen läßt für das Leben.“

„Siehst Du, Tante,“ erwiderte Marie, „ich bin die Jüngste, und so kann ich's Dir wohl sagen, ich wollte, Du erzähltest einmal wieder eine Schnurre.“

„Natürlich, Liebchen, das will ich auch.“

„Willst Du? Ach, Du herzliche Tante! willst Du jetzt gleich?“

„Nein, aber bald, darauf verlasse Dich.“

Wir theilten Mama den Hauptinhalt der Erzählung mit; sie erwiderte: „Lieben Kinder, Ihr habt gewiß schon oft gehört, wenn Erwachsene mit einander sind, wie es da so oftmals heißt: Wenn ich Geld hätte! Ich wünsche mir 5000, 10,000, 50,000 Thaler; oder auch: Wie schön muß es sein, eine reiche Erbschaft zu bekommen! und viel Anderes in gleicher Weise. Der dringende, unmäßige Wunsch nach Geld beherrscht die Menschen mehr noch, als dies ehemals der Fall war. Was die meisten jetzt

besitzen, ward ehemals erworben. Wie richtig fragt der ältere Bruder den jüngeren: „Ist Geld Gesundheit, Ehre und Glück?“ Ich will Euch sagen, was ich für das rechte Glück halte: Genügsamkeit, und ein Herz, welches Gott fürchtet, das ist der rechte Geleitsbrief durchs Leben. — Jeder sollte, in welcher Lage er sich auch befinden mag, so viel zu erlernen suchen, sich im Nothfall sein Brod erwerben zu können. Ich kannte in meiner Heimath einen jungen Mann, der, wie er sich ausdrückte, drei Handwerke verstand; er drehselte vortrefflich, verfertigte Papparbeiten in großer Vollkommenheit, und konnte einen leidlichen Tisch anfertigen. Das alles hatte er in seinen Freistunden gelernt, und war doch der einzige Sohn einer reichen, vornehmen Familie. Reich werden, steht nicht in eines Jeden Macht, aber das Erforderliche zum Lebensunterhalt erwerben, kann man fast immer; und giebt Gott dazu Gesundheit und ein gutes Gewissen, so ist man mit Wenigem oftmals unendlich viel glücklicher, als diejenigen, welche mehr besitzen, und deren eifrigste Wünsche dennoch auf Geld gerichtet sind.“

Als Wilhelm und ich mit einander allein waren,

sprachen wir weiter darüber, und fanden Beide, daß die Familie des Pastors ein Beispiel dazu liefere, wie zufrieden man mit Wenigem sein kann. Sie versagen sich manche Annehmlichkeit; die älteren Töchter müssen tüchtig arbeiten, die Milchwirthschaft und den Hausstand besorgen, und schon die Kleinen sehr fleißig stricken und nähen, aber sie sind stets vergnügt; jeder Besuch verursacht ihnen wahre Freude, und die Armen finden dort im Hause auch ein Stückchen Brod. Die Pastorin sagt manchmal: „Eine Gabe für Arme behält man immer übrig, wenn man Alles, ohne Geiz, zu Rathe hält und nicht verschwendet; wer wenig hat, giebt wenig, aber geben kann er doch.“

Otto.